

verdanken, macht uns hier mit zwei Männern des 16. Jahrhunderts bekannt, die mit dem geistigen Leben ihrer Zeit wohl vertraut von dem Amt eines Bischofs aus für die Bildungsaufgaben ihrer Heimat brennend interessiert waren, und die sich insbesondere um die kartographische Bearbeitung der Insel grosse Verdienste erworben haben. Die Karte des älteren, Gudbrandur Thorláksson (1542–1627) kam, freilich ohne Namensnennung ihres Urhebers, durch Vermittlung des einflussreichen dänischen Historikers A. S. Vedel nach dem Kontinent und in die grundlegenden Kartenwerke der Zeit, Abraham Ortelius' *Theatrum orbis terrarum* 1590, und Mercators *Atlas* 1595. Der Vergleich mit den davor liegenden Karten Islands zeigt den ganz gewaltigen Fortschritt, den Gudbrands Karte bedeutete, die dann auf dem Wege über jene grossen Werke für das Kartenbild der Insel bis ins 18. Jahrhundert hinein massgebend geblieben ist.

Die drei Karten des Jüngeren, Thórdur (1637–1697) sind dagegen ohne Wirksamkeit in den Archiven vergraben geblieben, obwohl besonders die letzte eine erstaunlich genaue Umrissform der Insel und eine Fülle von Details und Namen auch im Inneren angibt. Von Belang wurde dagegen seine in höherem Auftrage ausgeführte, ziemlich rohe Skizze der nördlichen Regionen, namentlich Grönlands. Sie steht im Zusammenhang mit dem eifrigen dänischen Versuchen einer Neueröffnung der Grönlandfahrten. Indem Thórdurs Kartenskizze die alt-isländischen Siedlungen fälschlich an die unzugängliche Ostküste Grönlands verlegte, hat sie Schiffahrt und Forschung auf lange Jahre hinaus hemmend, ja verhängnisvoll beeinflusst. Erst das ausgehende 18. Jahrhundert hat diese Irrtümer erkannt und verbessert. Die Skizze gibt auch einen drolligen Beitrag zur Langlebigkeit wissenschaftlicher Irrtümer. Auf ihr erscheint südwestlich von Island eine Insel, 'Frislandia'. Sie ist eine gelehrte Konstruktion, dadurch entstanden, dass Island auf Karten des 16. Jahrhunderts unter dem Namen Fixlanda (wohl engl. Fishland) erschien. Als der richtige Name durchdrang, führte dies alte Fixlanda mit entstellter Namensform als Frislandia noch lange ein gespenstisches Kartendasein, und nicht einmal unser gelehrter Isländer konnte sich davon befreien.

Dies ist der wesentliche Inhalt des kleinen, aber inhaltreichen Buches, das nicht nur für den Islandfreund sondern auch für den Geographen überhaupt von grossem Interesse ist. Die schöne Kartenausstattung hebt seinen Wert noch mehr.

Leipzig.

Helmut de Boor.

Swemmel, Német irodalmi és nyelvtudományi dolgozatok a Debreceni tudományegyetem német szemináriumából és nyelvintézetéből. (Deutsche literatur- und sprachwissenschaftliche Arbeiten aus dem Deutschen Seminar und Sprachatlasinstitut der Universität Debrecin.) Herausgegeben von Richard Huss. Erster Band, 1. u. 2. Abhandlung. Sonderdruck der „Debreceni Szemle“, Debrecin 1927.

Nach binnendeutschem Vorbild hat Richard Huss, Debrecin, aus seinem Seminar und (luxemburgischem und siebenbürgisch-deutschem) Sprachatlasinstitut hervorgehende Arbeiten in einer Schriftenreihe zu sammeln begonnen. Naturgemäss verfügt der germanistische Betrieb an den ausserdeutschen Universitäten über bescheidenere Mittel als im Mutterland; offenbar auf diesen Umstand nimmt die Bezeichnung der Schriftenreihe Bezug. Der erste Teil des ersten „Swemmel“-Bandes enthält eine Ab-

handlung über die „Dramatische Handlung in Schillers „Wilhelm Tell“ von Béla Jauss, der zweite „Quellenuntersuchungen zu Schillers, Wilhelm Tell“ von Richard Huss. In seiner Analyse des technischen Aufbaus im „Tell“ unterscheidet Jauss im Gegensatz zu der üblichen Auffassung der drei Handlungen bloss zwei, die Volks-Handlung und die Tell-Handlung. Er erläutert das durch eine graphische Skizze. Seine Ausführungen können nicht überzeugen. Huss fasst in dem ersten Stück seiner „Quellenuntersuchungen“ die Möglichkeit ins Auge, dass Schiller bei der Abfassung des „Tell“ u. a. von Le Mierres seinerzeit sehr bekanntem Drama „Guillaume Tell“ (1767) Anregungen empfangen habe. Die zweite Abhandlung ist ein Beitrag zum Kapitel „Schiller und Scheuchzer“. Sie weist nach, dass Schiller als Unterlage für die erstaunlich naturgetreuen Schilderungen der ihm aus eigenen Augenschein nicht bekannten Schweizer Landschaften u. a. Abbildungen seiner Ausgabe der „Natur-Historie des Schweizerlands“ von Johann Jakob Scheuchzer benutzte, deren erster Teil im Jahre 1716 in der Druckerei Bodmers in Zürich erschien (während sich Leitzmann in seinen einschlägigen Ausführungen [Euphorion 19 (1912), 587–591] bloss auf die Ausgaben von 1706–08 und 1746 bezieht).

Man wird diese Zeichen germanistischer Tätigkeit im Ausland gerne zur Kenntnis nehmen; von altersher hat unsere Wissenschaft in Ungarn verständnisvolle Pflege gefunden. Zu bedauern ist, dass die Abhandlungen des „Swemmel“ wie die meisten „offiziellen“ Veröffentlichungen der Germanisten Ungarns in madjarischer Sprache erscheinen, infolgedessen nur den wenigsten Fachgenossen verständlich sind.

Marburg a. d. Lahn.

Karl Kurt Klein.

Walter Clauss, Die Mundart von Uri. Laut- und Flexionslehre. Frauenfeld, Huber 1929. 264 S. 8. [Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik. Herausgegeben von Alb. Bachmann XVII].

Aus der gleichen ausgezeichneten Schule hervorgegangen, wie zahlreiche andere Verfasser von Beiträgen zur Schweizerdeutschen Grammatik, beschenkt uns Clauss mit einer besonders vortrefflichen Arbeit. Man möchte ihn fast beneiden: Es ist ihm geglückt, an vier Orten des Urner Gebietes Aufnahme in Bauernhäusern zu finden, mit den Bauern zu leben, sogar mit ihnen zu heuen. So hat er aus dem Vollen schöpfen können; die köstlichsten Seltenheiten von Wörtern werden uns vorgeführt und alles mit voller Beherrschung der mundartlichen Forschung ins Licht gestellt.

Die Urner Mundart ist von ungewöhnlicher Einheitlichkeit; eine einzige Scheidelinie durchzieht den Kanton: hier *wir gænd*, *wir lænd*, dort *gand* und *land*, und diese Linie geht mitten durch Bürglen. Aber zwei entgegengesetzte Sprachwellen, eine südwestliche und eine nordöstliche, treffen und überfluten einander in Uri.

Ich hebe eine Reihe bemerkenswerter Einzelheiten heraus. S. 25: einsilbige, ursprünglich auf *n* ausgehende Verbalformen haben *n* an das *s* des Pronomens *si* angeglichen, also eine Art von Sandhi. S. 26: die Geminatio ist zwischen Vokalen sehr ausgeprägt. S. 27: der zweigipflige Akzent langer Vokale ist an bestimmte Affektlagen gebunden: Staunen, Ungeduld, Vorwurf, Gegensätzlichkeit. S. 29: *wunderleche* wird nicht etwa betont *wünderlèche*, sondern der stärkste Nebenton liegt auf der letzten Silbe. Die Mundart kennt konsonantische Senkung; man hat seiner-

zeit gegenüber Wilmanns Erörterungen über die Metrik Ulrichs von Lichtenstein diese Möglichkeit nicht zugeben wollen. S. 30: innerhalb des Satzes ist der Starkton auf dem Träger des wichtigsten Begriffs bedeutend intensiver als der Akzent auf der Haupttonsilbe des Einzelworts. S. 31: die Tonbewegung in Wort und Satz geht durchaus der Druckverteilung parallel, so dass schwach akzentuierte Silben und Wörter relativ tieftönig sind, während die stärksten Akzente auch die höchsten Intonationsgipfel darstellen. Es ist also doch nicht richtig, die süddeutsche Tonbewegung ganz allgemein in Gegensatz zur norddeutschen zu bringen. Die Negation hat im Aussagesatz und in der Satzfrage immer relativ höchste Tonlage. S. 36: zu den Wörtern, die helles romanisches *a* durch *ä* ersetzen, gehört auch *mat*. S. 39: die Ableitungssilbe *-bari* hat Umlaut bewirkt: *wächber* (waschbar), *wäksber* (dem Wachstum günstig). S. 48: „*tupfabe* topfeben gehört zu *tupf* Punkt“. S. 50: für die Schwankungen zwischen *u* und *ü* (*Brücke* — *Bruck*, *Mücke* — *Mucke* usw.) weiss auch Clauss keinen Rat. S. 59: *bloss* hat die Bedeutung von *kaum*. S. 95: für den Namen des Schächentals wird Ableitung von ahd. *sechan* vorgeschlagen. S. 100: der Schwund des Nasals vor *χ* (aus altem *nk*) ist in Uri nur noch in Resten vertreten. S. 106 u. 107: Schwund des unbetonten vokalischen Anlauts in *leinig* (= *aleinig*), *strantse* (*Astrantia*). S. 107: mhd. *érin* ist zu *érig* umgebildet, aber in der Flexion dauert das *n* fort: *en arenæ hafe*. S. 110: reich entfaltet ist das Patronymika bildende Suffix *-ik* (= *-ing*).

dessæ und *wessæ* würde ich S. 42 ruhig unter *e* vor *i* der Folgesilbe gestellt haben; meine Zurückführung auf *des sin*, *wes sin* hat ja keine Bedenken, wohl aber bestehen solche gegen umlautende Kraft von *ss*.

Giessen.

O. Behagel.

Walther Ziesemer, Studien zur mittelalterlichen Bibelübersetzung. (= Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, Geisteswissenschaftliche Klasse, 5. Jahr, Heft 5). Halle, Niemeyer. 1928. S. 367–384.

Aus der Fülle der Probleme, die die mittelalterliche Bibelübersetzung der Forschung noch bietet, greift Ziesemer die Frage nach der Bedeutung der ostdeutschen Bibel des 14. Jahrhunderts auf. Schon früher hatte er in seiner Ausgabe der ostdeutschen Apostelgeschichte darauf hingewiesen, wie diese vielfach mit Luther übereinstimmt gegenüber oberdeutschen Uebersetzern (wie etwa dem der Mentelschen Bibel). In der anregenden neuen Schrift weist Ziesemer nach, dass auch eine andere ostdeutsche Uebersetzung, die Prophetenübersetzung des Claus Cranc¹, in Wortwahl und Satzbau dem Lutherschen Text näher steht als Mentel; und die Umarbeitung der Mentelschen Bibel, die Zainersche, hat ebenfalls Anklänge an die ostdeutschen Uebersetzungen. Ziesemer zeigt, dass jene Gemeinsamkeiten ihren Grund haben in der gemeinsamen ostmitteldeutschen Herkunft. Im ostdeutschen Kolonialland, zu dem ausser Böhmen, Obersachsen und Schlesien das Ordensland Preussen gehört, bildet sich eine eigene Kultur und eine eigene Sprache heraus, und diese neue ostdeutsche Schriftsprache erscheint gemeinsam bei dem Uebersetzer der Apostelgeschichte, bei Cranc und bei

¹ Soeben legt Ziesemer die vollständige Ausgabe dieses bedeutungsvollen Werks vor (= Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, Sonderreihe Band 1, 1930).

Luther. Darüber hinaus schliesst Ziesemer aus den oben erwähnten Zainerschen Aenderungen an Mentels Text, dass auch die oberdeutschen Uebersetzer im Südwesten des Mutterlandes schon lange vor Luther zeitweise unter dem Einfluss jener ostdeutschen Sprache gestanden haben. In einem Anhang bringt Ziesemer noch eine ganze Reihe weiterer Belege aus dem Beheimischen Evangelienbuch und aus anderen Hss. für seine einleuchtende These bei.

Giessen.

Friedrich Maurer.

Das Moraliu dogma philosophorum des Guillaume de Conches. Lateinisch, altfranzösisch und mittelniederfränkisch herausgegeben von John Holmberg. (Arbeten utgivna med understöd av Vilhelm Ekmans universitetsfond, Uppsala, 37.) Uppsala 1929. 61 + 218 Seiten und 1 Tafel.

Den Ausgangspunkt für die vorliegende Veröffentlichung bildete, wie wir aus dem Vorwort erfahren, der mfr. Text, der in der Hs. Hannover 369 saec. XIII ex. vorliegt. Durch ihn ist der Herausgeber zunächst auf die zugrundeliegende französische Fassung und dann weiter auf das lat. Original geführt worden. Dieses, das für das Verständnis der anderen Fassungen unentbehrlich ist, lag aber nur in sehr unzulänglichen Ausgaben vor. So hat sich denn H. entschlossen, auch davon eine kritische Ausgabe zu bringen.

Die Einleitung handelt zunächst über den Verfasser des lat. Textes und über sein Werk. Der Herausgeber hält, darin Hauréau folgend, Guillaume de Conches für den Verfasser, einen Normannen, der etwa zwischen 1180 und 1190 lebte und ungefähr seit 1122 in Paris Philosophie und Grammatik lehrte. Allerdings sagt H. selbst, G.s Verfasserschaft könne nur „wahrscheinlich gemacht“ werden. Er führt dafür folgende Beweise an.

In einer anonymen Vorrede zu dem Moraliu dogma philosophorum (wie H., um Verwechslungen vorzubeugen, das Werk nach den Anfangsworten betitelt, worin ihm schon viele Hss. vorangegangen sind), die sich in Hss. erst im 15. Jahrh. findet, wird gesagt, dass der Verf. entweder „*Mag. Galterus, qui Alexandridem fecit*“ gewesen sei, d. h. Walter von Châtillon (Lille), „*uel secundum quosdam magister Guilielmus, qui Henricum, filium comitis Andegauie de Campania Gallica, instruebat*“. Unter diesem Henricus verstehen Hauréau und Holmberg Heinrich von Anjou-Plantagenet, der 1131 geboren ist und mit 21 Jahren als Heinrich II. den englischen Thron bestieg. Guillaume de Conches wird ausdrücklich als Verfasser bezeichnet in drei Hss., einer aus dem 13., einer aus dem 14. Jahrh. und einer verlorenen unbekannten Alters. Ferner haben 11 Hss. aus dem 13.–15. Jahrh. im Prooemium hinter der Anrede *uir optime et liberalis* den Namen Henrice (Heinric in 3 Münchener Hss.). Holmberg führt noch an, dass gerade die ältesten Hss. noch heute in Rouen liegen, der alten Hauptstadt der Normandie, des Landes, in welchem Heinrich grösstenteils erzogen wurde.

Reichen diese Gründe aus? Zunächst muss es doch auffallen, dass unter diesen ältesten Hss. keine einzige Guill. als Verf. nennt, keine den Zusatz Henrice enthält. Wohl aber steht in einer von ihnen (Rouen 666) und in mehreren jüngeren statt dessen ein R. Holmberg druckt im Text, allerdings in <> eingeschlossen, Henrice .R., wofür S. 7 Anm. 6 auch .R. Henrice erwogen wird; er deutet es offenbar als Henrice Rex. Aber nirgends stehen R. und Henrice nebeneinander, sondern entweder nur das eine oder nur das andere. Wenn Henrice .R. oder .R. Henrice ursprünglich oder selbst nur, was H. in der genannten Anm. erwägt, von einem Abschreiber später zugesetzt wäre, so wäre es doch höchst merkwürdig, dass nirgends beides zusammen erhalten ist. Und weiter: das Prooemium sagt lediglich, das Werk sei geschrieben auf Veranlassung des Angeredeten (*tuo instinctu*); übrigens ein in den Vorreden des MA ebenso gewöhnlicher *τόπος* wie die in demselben Prooemium geschilderte Vision). Davon, dass hier ein Lehrer zu seinem jetzigen oder ehemaligen Schüler spricht, findet sich nicht die leiseste Andeutung. Was am Schlusse des Prooemiums gesagt wird über die verworrenen Zeitverhältnisse, durch die sich der Angeredete nicht von der *cura honestatis* abbringen lasse, ist ganz allgemein und unbestimmt gehalten. Aus dem letzten Satze: *uehementer compati tibi, imo tue odiosa morbi pressura lacescit libertati* oder *liberalitati* ist ebenfalls kaum etwas zu entnehmen. Auch die Anrede *uir optime et liberalis* muss stutzig machen; Königen und Thronerben gegenüber pflegte sich das MA erheblich über-